

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 77 (1951)
Heft: 16

Illustration: "Ist es wichtig?"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

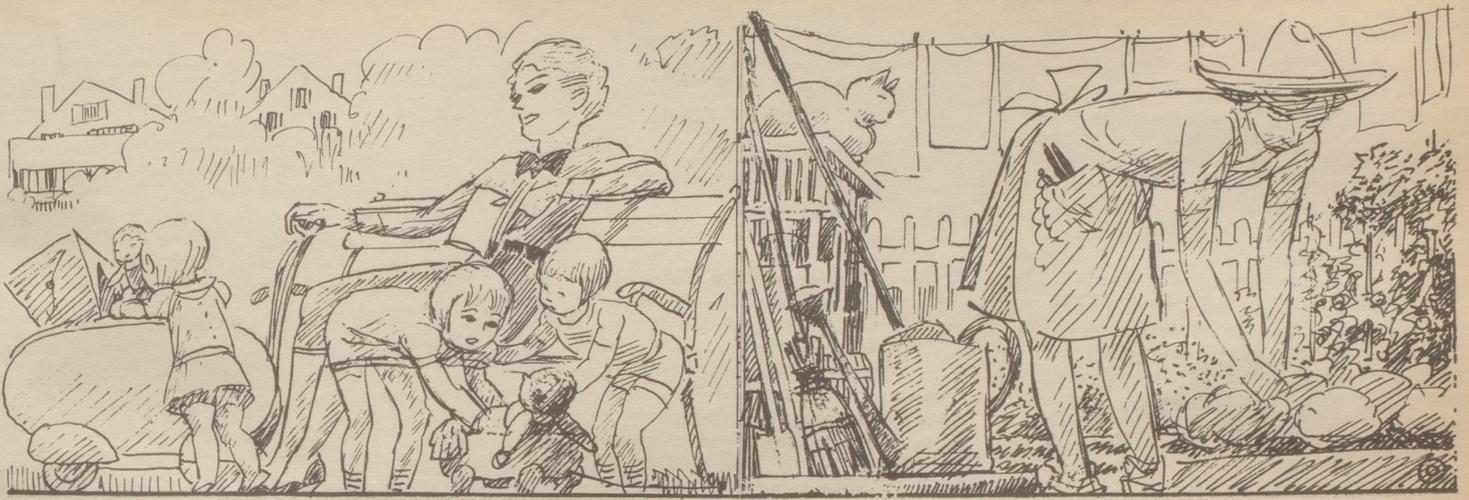
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



DIE FRAU VON HEUTE

Der Mondenschein

Letztthin war wieder einmal Vollmond, und ich städtische Asphaltkreatur habe das durch bloßen Zufall festgestellt. Es ist bedenklich, wie sehr wir uns von der Natur entfernt haben. Und da ich nun einmal gegen Zeilenhonorar zur Meditation neige, habe ich mir so überlegt, welche Rolle besagter Mondenschein nun eigentlich in den verschiedenen Etappen meines Daseins gespielt habe.

Ich kann mich genau erinnern, daß mich das Licht des Vollmondes in meinen Kindheitstagen mit einem ganz besonders verstärkten Gefühl des Benachteiligtseins erfüllte. Da lagen wir im bläulichen Dämmerlicht in unsern Betten (Läden und Fenster standen auf höheren Befehl Sommer und Winter weit offen) und draußen im Garten hörten wir die Erwachsenen, diese unverdient glücklichen «Großen», reden und lachen. Manchmal knirschte der Kies unter ihren Schritten und manchmal hörte man sogar das leise Klirren von Gläsern. Ach! wie fühlte man sich klein und häßlich und neidvoll und zurückgesetzt, denn man wußte natürlich genau, daß, sobald man im Bett war, für die «Großen» das Leben überhaupt erst richtig anfing, ein geheimnisvolles und herrliches Leben. Schon allein, daß sie aufbleiben und herumgehen durften, indes wir als Gottes Stiefkinder im Bett lagen, schien uns ein ungeheures Privileg, so unerträglich, daß wir froh waren, wenn es keinen Mond hatte, und wir sofort einschlafen konnten.

Die Folge dieser Zurücksetzung war natürlich, daß wir später, in unserer Studienzeit, unser «Erwachsenen» zunächst dadurch dokumentierten, daß wir möglichst spät zu Bett gingen. Jeder Vorwand war willkommen, auch der Mond mußte erhalten. So wanderten wir denn in den hellen Nächten über die umliegenden Hügel und waren romantisch und eichendorffisch. Manchmal sangen wir sogar. Es muß ziemlich arg gewesen sein für die Bevölkerung. Gitarren hatten wir auch. Man war damals so. Die Tagwache morgens um sechs lag in weiter Ferne und konnte uns nichts anhaben. Der Napoleon hat schließlich auch nur drei Stunden Schlaf gebraucht. Erst die heranrückenden Examen — und der Umstand, daß wir ein bißchen älter wurden — brachten uns zum Bewußtsein, daß wir nicht der Napoleon waren, und daß man Zubettgehen nicht immer und unbedingt mit «müssen», sondern mit der Zeit eben auch mit «dürfen» konjugiert. Wir wurden wohl wirklich erwachsen.

Mir scheint, es folgte dann eine Zeit, wo das Mondlicht eine sehr geringe Rolle in unserm Dasein spielte. Hie und da, in unserm Häuschen im Tessin, das ein bißchen in einer dunklen Wildnis liegt, mochten wir etwa nachts auf die Terrasse

hinaus bummeln und feststellen: «Ach! heute ist ja Vollmond.»

Dann kam der Krieg und brachte selbst uns vom Glück Begünstigten ein paar Unannehmlichkeiten. Mich hat nur eine so richtig getroffen: die Verdunkelung. Denn ich bin vollkommen nachtblind. Es war eine widerliche Sache. Die Männer waren von der Bildfläche verschwunden. Man wäre nach den mancherlei Ansprüchen des Tages manchmal über ein bißchen Gesellschaft am Abend recht froh gewesen. Aber die zurückbleibenden weiblichen Wesen — wenigstens die meiner Generation — gingen fast alle nachts ebenso ungern aus dem Hause, wie ich selber. Nie hat man so angelegentlich die andern zu sich eingeladen, wie damals. Man war bereit, die ganze Kaffeeration auf einen Hock zu opfern. Aber das ging den andern genau so. Niemand wollte ausgehen. Außer bei Mond. Auf einmal war der Mond, der jede Verdunkelung heiter und fröhlich zunichte machte und sich an keinen obrigkeitlichen Erlaß hielt, ein ungeheuer wichtiger Faktor. Sehnsuchtsvoll wartete man auf sein Licht, um wieder einmal Pläne machen zu können. Und ach! wie oft blieb es bei den Plänen, wie oft fielen unsere bescheidenen Unternehmungen buchstäblich ins Wasser, weil es gerade während dieser schätzbaren, kurzen, sehnsüchtig erwarteten Mondzeit regnen mußte.

Selbst nachdem der heiße durch den kalten Krieg abgelöst worden war, beglückte man uns noch jahrelang mit dem Strommangel. Ganz so dunkel, wie zur Zeit der totalen Verdunkelung, waren frei-

lich unsere Straßen nicht mehr, aber es war immer noch eine düstere Sache.

Momentan sind wir zur Normalität zurückgekehrt. Wir haben sichere, gutbeleuchtete Straßen und überlassen es dem Mond, sein Licht als Extra- und Galavorstellung leuchten zu lassen oder auch nicht, je nachdem ihm gerade zumute ist.

Bethli.

Die Tischglocke

«Not und gar», wie Tante Bertha zu sagen pflegte, hätte ich anlässlich des heurigen Ausverkaufs eine Tischglocke heimgekrant. Und zwar eine englische, eine messingene.

Das ist aus zwei Gründen recht verwunderlich. An und für sich mag ich nämlich alle Glocken, Schellen und Treicheln, die Untergebene herumdirigieren, nicht leiden. Und zweitens mag ich Messing — «Mösch» genannt — nicht riechen. Ich habe so etwas wie eine Nasenidiosynkrasie dagegen. Sehen tue ich es nämlich gern, besonders dann, wenn ich es selber sicher nie putzen muß, es wirkt nämlich m. E. festlich, ohne protzig aufzutreten. Item; daß ich wie verzaubert vor einer Vitrine stehen blieb und mich kaum mehr von den Tischglocken trennen konnte, ist ein halbes Wunder. Daß ich es schließlich doch tat, der Rest des Wunders.

Es gab in besagter Vitrine Tischglocken, die sahen aus wie mittelalterliche Bürgerfrauen; neben ihnen kokettieren elegant mit Reifrock und hoher Frisur einige ci-devant Hofdamen Marie-Antoinettes; es gab eine Dame in griechisch niederfließendem Empire; es gab ... es gab ... eben nicht nur Figürchen, unter deren mehr oder weniger weiten Röcken die ominöse Glocke verborgen ist; auch regelrichtige, sich nicht als Frauenzimmer tarnende Glocken gab es; und in sie habe ich mich noch viel heftiger vernarrt als in die anderen. Ich mag gar nicht anfangen mit beschreiben, sonst nehme ich das nächste Tram, rattere in die Stadt und kaufe dennoch so eine Glocke. Und das wäre — in meinem Falle wenigstens — ein bodenlose Dummheit. Denn: Ich habe ja gar keine ‚Marie‘, der ich mit so einer Tischglocke das Leben versauern könnte! Ich werde wahrscheinlich meiner Lebtag keine Marie haben, und wenn ich dennoch einst, wenn es solo beim besten Willen nicht mehr geht, irgend eine Hilfe ins Haus nehmen muß, dann ist zehn zu eins zu wetten, daß besagte Hilfe ungefähr an dreihundert Tagen pro Jahr am Familientische mitessen wird und ich dort minus Tischglocke ganz prima meinen Wünschen Ausdruck geben kann. Sollte diese «Marie» absolut in der Küche essen wollen — nun, dann



Royd. Fox,

«Ist es wichtig?»

Sal. Ev. Post